

Rede

des Präsidenten der Deutschen Forschungsgemeinschaft,
Professor Dr. Peter Strohschneider,
anlässlich des Neujahrsempfangs der DFG
Berlin, 14. Januar 2013

- Es gilt das gesprochene Wort! -

Sehr geehrte Damen und Herren Minister und Senatoren,
sehr geehrte Damen und Herren Staatssekretäre,
sehr geehrte Abgeordnete des Deutschen Bundestages,
Exzellenzen und geschätzte Mitglieder des diplomatischen Corps,
Präsidenten und Magnifizenzen,
liebe Kolleginnen und Kollegen aus der Wissenschaft,
meine sehr geehrten Damen und Herren

1.

Es ist mir eine außerordentliche Ehre, Sie alle recht herzlich willkommen zu heißen zum Neujahrsempfang der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Und dass nun neuerdings von Amts wegen ich es bin, der Sie namens der DFG begrüßen und Ihnen für das noch ganz junge Jahr alles Beste wünschen darf, das ist mir selbstverständlich auch eine große persönliche Freude. Ich hoffe und wünsche, dass Sie alle ein frohes Weihnachtsfest verlebten und den Jahreswechsel mit Zuversicht und Vorfreude begehen konnten. Lassen Sie uns das Neue Jahr 2013 gebührend feiern, damit es Ihnen glücklich und erfolgreich werde! Lassen Sie uns ins Gespräch kommen (oder im Gespräch bleiben) – es gibt wahrlich genug zu bereden; und wenn der Rahmen dafür Sie heiter zu stimmen vermöchte, dann würde das der Gesprächsführung ja noch nicht zwingend abträglich sein müssen.

Before I go any further, please allow me also to extend a very warm welcome at this point to our guests from abroad and to wish you a very happy New Year. Your presence here is truly appreciated by the DFG as evidence of the international nature of academic research, and of our own work in supporting it in Germany and abroad. For the DFG, international cooperation and international networks will continue to play a central role as a core pillar of our activities. In order to achieve our goals, and to facilitate excellent research that crosses national boundaries, we rely strongly on the goodwill and support of our friends and partners abroad. For this I would like to take the opportunity to thank you very much.

2.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, der Wechsel der Jahre, der Beginn eines Neuen Jahres: Das sind – obwohl der Zeitfluss selbst ja gar keine Unterbrechungen kennt – Gelegenheiten, einen Moment innezuhalten, Abstand zu nehmen, sich selbst gute Vorsätze zu machen. Man könnte sagen: Zwischen den Jahren und Zeiten ist die Zeit für Programmatisches; erst recht so, wenn – wie in unserem Fall – der Jahreswechsel mit einem Amtswechsel einhergeht. Wie sollte ich also Ihrer Erwartung entgehen können, dass der neue Präsident sich auf dem Neujahrsempfang der DFG zu Fragen des Förderhandelns und der Wissenschaftspolitik programmatisch äußern werde? Selbst wenn ich versuchte, zwischen allen Klippen – von der föderalen Finanz- und Kompetenzverteilung bis zum Europäischen Forschungsraum, vom Abschluss der Exzellenzinitiative bis zur Rolle der außeruniversitären Forschung – bloß elegant „hindurchzueiern“, so müsste ich doch wohl gewärtigen, dass Sie den Eindruck gewinnen, künftig gehöre dann wohl das „Herumeiern“ zum Programm der DFG.

Ich kann also wohl der Erwartung von Programmatischem kaum entgehen. Ich kann ihr aber eigentlich auch nicht entsprechen. Die DFG gehört zu jenen Organisationen, deren institutionelle Qualität sich nicht zuletzt daran ermisst, wie sie über den Wechsel einzelner Personen hinweg Stetigkeit gewährleisten. Und das muss so sein: Die DFG kann nicht funktionieren ohne Verlässlichkeit für ihre Mitglieder, für die Antragstellerinnen und Antragsteller und für alle, die in dieser Selbstorganisation der deutschen Wissenschaft mitwirken, und zwar allermeist rein intrinsisch motiviert und ehrenamtlich mitwirken.

Zugleich legt auch die aktuelle Situation eine gewisse Zurückhaltung gegenüber der großen programmatischen Geste nahe. Wenige Tage erst bin ich im Amt (obgleich es vielleicht doch etwas präventiv wirken würde, wenn ich mich heute als Frischling der Wissenschaftspolitik zu inszenieren versuchte), vor allem aber: Die DFG spielt ihre Rolle im Rahmen eines sehr differenzierten Wissenschaftssystems, das sich stark wandelt und dessen Funktionsverteilungen und Finanzierungsstrukturen womöglich in eine Phase der tief greifenden Umgestaltung eintreten. Exzellenzinitiative, Hochschulpakt und Pakt für Forschung und Innovation sind ja befristete Programme: Was sie regeln und in welcher Weise sie das tun, das sind Fragen, die neu beantwortet werden müssen. Der Wissenschaftsföderalismus, das Verhältnis von Forschung und Lehre, von Lehrkapazitäten und Lehrqualitäten, von hochschulischer und außeruniversitärer Forschung, die Organisation von Forschung und Forschungsförderung, die Proportionen von Grundfinanzierung und Drittmitteln, von projektförmig organisierbaren Funktionen und Daueraufgaben: All diese Fragen stehen zur Diskussion. Sie haben weitreichende institutionelle und intellektuelle Implikationen. Und sie werden entschieden werden müssen in einer Zeit, die geprägt ist durch die weltgestaltende Kraft moderner Forschung und die Dynamiken der Wissenschaftsgesellschaft, aber eben auch durch die Eigenlogiken von staatlicher Schuldenkrise und Bundestagswahlkampf.

Dabei gibt es für die Entscheidung der angedeuteten Fragen keinen Masterplan; womöglich wäre es nicht einmal klug, einen haben zu wollen. Wohl aber müssen wir eine sehr intensive und differenzierte Sachdebatte führen. In ihr besitzt die DFG – wie andere Wissenschaftsorganisationen auch – erhebliches Gewicht. Eine „Architektenrolle“ kommt ihr so wenig zu wie irgendjemandem sonst: Moderne Wissenschaft ist bei weitem zu komplex, als dass sie sich von einem einzelnen Gesichtspunkt aus hierarchisch ordnen ließe.

3.

Erlauben Sie mir also bitte anstelle einer programmatischen Absichtserklärung des neuen Präsidenten, die Gespräche unseres heutigen Empfangs anzuregen – vielleicht zu provozieren – mit einigen allgemeineren Erwägungen. Sie führen nicht direkt auf einen Masterplan für die deutsche Wissenschaft in ihren vielfältigen internationalen Verflechtungen. Indessen lassen sich aus ihnen Kriterien gewinnen für die Beurteilung wissenschaftspolitischer Konzeptvorschläge – und solche Konzepte sollten ja nicht allein finanziell realistisch und politisch realisierbar sein. Sie sollten vor allem auch den Organisationsrahmen von Wissenschaft in der Richtung weiterentwickeln, dass diese so produktiv wie möglich werden kann.

Worum es in der Wissenschaft geht und was daher die spezifische Rolle der Universitäten ausmacht: Dies sind die Leitfragen, an denen sich meine Erwägungen orientieren. Und dass sie am Ende auch einige Folgerungen für die DFG nahelegen, das wird Sie vielleicht nicht wirklich überraschen.

Moderne Wissenschaft ist stets damit befasst, wie Neues in die Welt kommt – und zwar nicht allein das Neue bloß im Sinne des bis dato Ungedachten, sondern vor allem auch im Sinne des bisher ganz Undenkbaren. Um es paradox zu sagen: Es geht in der Wissenschaft, erst recht in der Grundlagenforschung, nicht lediglich um jenes alte Neue, das sich aus dem gegebenen Bestand von Problemen und Lösungen in der einen oder anderen Weise extrapolieren lässt. Im Kern geht es vielmehr ums neue Neue, also um grundlegende Erweiterungen der Möglichkeiten, die Welt – in ihren natürlichen wie in ihren kulturellen Dimensionen – wissenschaftlich zu verstehen.

Diese Ausgangshypothese ist übrigens keineswegs so trivial, wie sie zunächst wirken mag. Sie konzipiert nämlich Forschung primär als Neuerkenntnis von Weltsachverhalten (und als Umsetzung solcher Erkenntnis), nicht aber im Schema von Problem und Lösung. Obwohl gewiss wissenschaftliche Welterkenntnis zur Lösung vieler Probleme beitragen kann, scheint mir diese Umakzentuierung doch erforderlich, weil nämlich das Schema von Problem und Lösung die Wissenschaft allenfalls ausschnittsweise beschreibt: Die Wissenschaft löst ja nicht nur Probleme, sie schafft auch welche (zum Beispiel bioethischer oder finanzpolitischer Art). Es gibt Probleme, die sie wohl nicht lösen kann (zum Beispiel dasjenige der Knappheit gesellschaftlicher Güter oder meiner Sterblichkeit). Und es gibt Herausforderungen, deren wissenschaftliche Bearbeitung sich im Muster von Problem und Lösung schwerlich fassen lässt.

Wir können uns Letzteres am Beispiel der sogenannten *grand challenges* verdeutlichen, also an Herausforderungen wie dem Klimawandel, den großen Volkskrankheiten oder demografischen Veränderungen. Denn was macht eigentlich die „Größe“ dieser Herausforderungen aus? Es ist ja kaum ihre globale Dimension allein. „Groß“, ja zu groß sind jene Herausforderungen vielmehr zunächst vor allem in dem Sinne, dass sie sich als solche gerade nicht beforschen lassen. Sie überschreiten a priori alle disziplinären Grenzen. Zum Gegenstand von Forschung kann der Klimawandel allein werden, indem man ihn in eine unabsehbare Zahl natur-, sozial- und wirtschaftswissenschaftlicher, aber auch kulturwissenschaftlicher Forschungsfragen auseinanderlegt, die oft äußerst spezialisiert sind. Er ist viel zu komplex, als dass er – anders übrigens als im politischen Diskurs – wissenschaftlich einfach im Schema von „Problem“ und „Lösung“ behandelbar wäre.

Ich würde aus dieser Überlegung folgern: Je größer und bedrängender gesellschaftliche Herausforderungen werden, umso wichtiger ist es, in der Wissenschaft nicht ausschließlich auf das alte Neue zu setzen – so wichtig die gezielte Suche nach Lösungen ist, die von den schon bekannten Problemen her determiniert werden. Man muss daneben und zugleich aber auch auf das neue Neue setzen: auf das Hinausschieben der Grenzen des Denkbaren, auf das emphatisch Innovative, auf Antworten, die nicht schon von den gestellten Fragen vorgezeichnet sind.

Der amerikanische Wissenschaftssoziologe Robert K. Merton hatte von *serendipity* gesprochen, vom Finden dessen, was man gar nicht gesucht hatte, obwohl man durchaus auf der Suche gewesen war. Und die weltgeschichtliche Bedeutung dieses Entdeckungsprinzips verdeutlicht am prägnantesten Kolumbus: Amerika war keineswegs die Lösung für das Problem des Seeweges nach Indien – und trotzdem in der Retrospektive ja doch irgendwie ziemlich relevant.

Im Deutschen sprechen wir an der nämlichen Stelle vielleicht weniger von Serendipität (obwohl: auch dieses Wort gibt es) als vielmehr von *blue sky research*, von erkenntnis- oder neugiergetriebener Forschung oder allgemein von Grundlagenforschung. Und die Wissenschaft muss bedenken, dass es in gesellschaftlichen und politischen Entscheidungslagen zuweilen schwer ist, die Bedeutung solcher Erforschung der Grundlagen unseres wissenschaftlichen Wissens plausibel zu machen, weil ihre sachlichen und zeitlichen Zusammenhänge mit dem, was unmittelbar und bedrängend einer direkten Lösung harrt, öfters verdeckt sind.

Im Gegenzug kommen indes Gesellschaft und Politik nicht um die Einsicht herum, dass Wissenschaft und Forschung mehr leisten müssen, als von ihnen erwartet wird, um leisten zu können, was Gesellschaft und Politik, auch an konkreten Problemlösungen, sehr zu Recht von ihnen erwarten. Um Amerika zu finden, muss man auch Indien suchen. Die gesellschaftliche Leistungskraft von Wissenschaft beruht gerade darauf, dass sie nicht allein direkten gesellschaftlichen oder politischen Problemvorgaben folgt, sondern stets zugleich auch ihrem spezifischen Eigensinn; dass sie mehr ist als allein ein Instrument für definierte Zwecke, nämlich auch – um es einmal emphatisch zu sagen – eine Kulturleistung.

4.

Und dies bringt uns nun auf die Universität und auch zur DFG sowie zu den eingangs angeschnittenen politischen Fragen der Weiterentwicklung des Wissenschaftssystems zurück. Die Universität ist nämlich der wichtigste Ort, über den die Gesellschaft überhaupt verfügt, um in der angedeuteten, für sie entscheidenden Weise ihre Leistungserwartungen an die Wissenschaft produktiv zu verknüpfen mit dem Eigensinn der Wissenschaft – also: Ausbildung und Bildung, konkrete praktische Problemlösung und Grundlegung theoretischer Welterkenntnis, praktischen Verstand und reflexive Vernunft – und dies in allen „Zweigen“ der Wissenschaft und auf allen ihren Ebenen vom grundständigen Studium bis zur Spitzenforschung.

Es sind diese Besonderheiten, die die Universitäten von allen anderen Einrichtungen des Wissenschaftssystems unterscheiden. Sie sind es, die außeruniversitäre Forschungsinstitute und Fachhochschulen, wissenschaftliche Sammlungen oder Ressortforschungseinrichtungen gleichermaßen angewiesen sein lassen auf spezifische Leistungen der Universitäten. Und aus diesen höchst sachlichen Gründen – nicht etwa wegen etwelcher Traditionshintergründe oder symbolischer Auszeichnungen – kann man sagen, die Universitäten seien die „Herzkammer“ der Wissenschaft. Ihre Leistungskraft ist für die Leistungsfähigkeit des Gesamtsystems funktional konstitutiv.

Dies aber muss bei dessen Weiterentwicklung bedacht werden. Dem muss die Wissenschaftsgesellschaft um den Preis ihrer Zukunftsperspektiven in politischer, rechtlicher und finanzieller Hinsicht Rechnung tragen. Und dies muss übrigens auch in der Wissenschaft (und in der Allianz) die Richtschnur unseres Handelns sein: Die Funktionen und Leistungen der einzelnen Einrichtungen und Organisationen sind äußerst wichtig. Noch wichtiger sind diejenigen des Gesamtsystems. Es ist in einem Gefüge von Hochschulen, außeruniversitären Forschungseinrichtungen und Förderorganisationen eigentlich klug gegliedert. Die Instrumente, mit denen die Politik dieses Gefüge steuert, werden daher umso wirksamer sein, je besser sie in diesem Gefüge die Balancen zu halten erlauben: die Balancen zwischen den verschiedenen Funktionen und Qualitätsstufen von Wissenschaft (es gibt ja keine Spitzenforschung ohne eine solide Basis normaler Forschung), aber auch die organisatorische Balance zwischen den Universitäten und den Einrichtungen der außeruniversitären Forschung.

In diesen Zusammenhang gehört etwa, dass die jeweiligen Gestaltungsrechte und Finanzausstattungen nicht zu ungleich werden und dass die Relationen von universitärer und außeruniversitärer Forschung nicht durch einseitige Abhängigkeiten geprägt sein dürfen. Sie müssen vielmehr dem Prinzip intensiver Kooperation folgen. Auch wenn man von der Rolle der DFG selbst einmal ganz absieht, ist schon wegen dieses Prinzips übrigens die organisatorische Trennung von Forschungs- und Förderorganisationen wichtig, weil sonst nämlich die Universitäten in eine Drittmittelabhängigkeit von Instituten geraten würden, mit denen sie zugleich in der Forschung kooperieren und konkurrieren. Und diese Trennung macht es zudem auch leichter, ein innovationsfeindliches *mainstreaming* von Forschung zu vermeiden und deren großen Ideenreichtum wahrscheinlich werden zu lassen. Denn dazu müssen die frei initiierte Grundlagenwissenschaft und die programmgesteuerte Forschung ebenso in einem ausgewogenen Verhältnis stehen wie die unterschiedlichen Formate von Projekten; selbstverständlich bindet das Große und Teure auch in der Forschung leicht viel Aufmerksamkeit, dass es stets auch das intellektuell Ertragreichste sei, ist keineswegs ausgemacht.

Und um ein Letztes anzusprechen: Gerade mit Blick auf die gesellschaftliche Leistungskraft der Wissenschaft müssen nicht nur der Ressourcen- und Drittmittelwettbewerb einerseits und der intellektuelle Ideenwettbewerb andererseits ausbalanciert sein, es darf auch nicht das eine mit dem anderen verwechselt werden. In der Wissenschaft, weil sie mit dem noch Ungedachten und dem bislang Undenkbaren befasst ist, gibt es nämlich bei der Konkurrenz um knappe materielle Güter eine kritische Grenze, jenseits derer unerwünschte Nebeneffekte zu überwiegen drohen. Beim Wettstreit der Ideen und Erkenntnisansprüche ist das ganz anders; von dem können wir gar nicht genug bekommen.

5.

Die moderne Wissenschaft, meine Damen und Herren, ist in ihren Wissensordnungen wie in ihren Organisationsformen ein höchst ausdifferenziertes, ein pluralistisches und dezentrales Gebilde. Eben daran hängen ihre Leistungskraft und ihre herausragende Bedeutung für das Verstehen und die Gestaltung unserer Welt. Wie die hier vorgetragenen Erwägungen – sollten sie ihrer Kritik denn standhalten – wirksam werden könnten in der konkreten Ausgestaltung wissenschaftsorganisatorischer wie wissenschaftspolitischer Initiativen und Programme: Dies werden wir miteinander diskutieren müssen. Dabei wird es, um zum Abschluss einmal eine völlig risikofreie Prognose zu wagen, an Auffassungsunterschieden vermutlich nicht mangeln. Sie machen das Gespräch erst lebendig, zu dem ich Sie jetzt recht herzlich einladen darf. Und sie lassen sich für die Qualität jener Entscheidungen, in die die Diskussionen münden müssen, produktiv machen.

Dass dies gelinge, wünsche ich uns allen in der Politik wie in der Wissenschaft gleichermaßen. Und dann wird das Neue ein gutes Jahr für die Wissenschaft in Deutschland.

Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit. Und happy New Year!